

### Die Mutter.

Von  
Egid Fiebl-Wien.

(Nachdruck verboten.)  
Eigentlich mußte sie bis zum heutigen Tag noch immer nicht recht, ob sie ihn leiden konnte oder nicht. Denn er war aus Eindrückung in ihre Welt gekommen, in diese kleine engbegrenzte Welt, welche die Sorgen um den Haushalt, die heranwachsende Tochter und der tägliche Kontakt des Provinznetzes bis in ihren letzten Winkel ausfüllten, in die Welt, deren Grenze für sie die mit den glühendsten Farben gemalt bis auf den heutigen Tag noch nicht für eine Woche verlassen; in diese Welt, die er anfangs mit fragend erkaunten Blicken gemustert, zweifelnd, ob es wirklich Menschen wie er waren, die sich in solcher Beengtheit wohl fühlen konnten, bis ihm über einer singenden Bewohnerin die Welt selbst zu verfallen begann. Das Beste, das Einzige, das sie besaß, wollte er nun herausziehen, ihre Sonne, ihr tägliches Morgen- und Abendgebet, ihr Kind.

Und nicht einmal in der Stadt wollte er mit ihr bleiben, wo sie sich doch täglich hätten sehen können. Nach der Reifezeit wollte er sie schließlich nach jenen anderen, fremden, unheimlichen Welt, die er mit den glühendsten Farben gemalt hatte und nach der sie sich so sehnte — dahin, wo die Wurzeln seiner eigenen Kraft lagen.

Aber sie — sie ging nicht mit ihnen. Um keinen Preis. Alle Bäume kann man nicht in neues Erdbreich pflanzen. Hier war ihr ganzes Leben verflochten, hier gehörte sie, und in das singende Treiben dort drüben würde sie sich niemals finden können. Und wenn sie wirklich mitging — was war sie für die beiden jungen Leute anderes als ein lästiges Anhängsel? Man wird sie pflegen, ihr Schmuckstein und in der Stille auf ihren Tod warten. ...

Rein. Sie fühlte, daß sie ungerade wurde — ungerade gegen ihn und noch mehr gegen die Tochter. Neros's Reich sie das große Saar aus der Ferne und bildete, nach einer Abklärung suchend, auf die Bendelstraße. Halb fünf. Um fünf wird er kommen, wie täglich. ...

Barum brüllte sie sich doch nur in einen solchen Haß gegen ihn hinein. Er war ja lieb und freundlich zu ihr — und er hatte die Erde so gern! In der beiderseitigen Liebe zu der Tochter mußten sich ja auch ihre Herzen bezeugen. Und sie wußte es, daß das Glück ihres Kindes in seinen Händen sicher ruhte, daß er treu und fest und beständig war. Ah, aber wenn er doch wenigstens ein Bürgerkind aus der Stadt wäre, nicht solch ein Mensch aus einer weitverbreiteten Umgebung!

Und Dinge besprach er mit dem Wädel, Dinge. ...

Er alter Bestand stand mitunter still. Fast jeden zweiten Tag gingen sie ins Theater, dann kam er noch mit ihr heraus und sie redeten über so ein Theaterstück noch eine Stunde lang, doch ihr die Augen zuwiegen vor Müdigkeit und Langeweile. Nein, sie mochte das Theater nicht leiden, sie haßte dieses Romandienwoll, das sich in seinen schätzlichen Ueberredungen auf der Promenade breit machte; seine Ansätze war ihr so zuwider als die für den Theatergeist der Tochter. Und was für Bücher die zwei miteinander lasen! Unweidlich vom Anfang bis zum Ende! Und dann wieder aus Reden darüber — sie bezog nicht, wie Eise plötzlich an solchen Dingen Gefallen fand; vor einem Jahre noch hatte sie nichts gelesen als das Wädelblatt und ihre Wädelbücher. Und jetzt, wenn sie zusammen lasen, da hing sie manchmal mit leuchtendem Antlitz an seinen Augen, an diesen Haaren,

blauen Augen, die sie zuerst gefürchtet, dann gehaßt und endlich geliebt. ...

Die Türe ging. Mit raschen Schritten trat er in das Zimmer.  
„Mutter, grüß Gott. Wie geht's dir?“  
Und er griff nach ihrer Hand, wollte sich neben sie setzen — da packte sie plötzlich wieder die alte Gewohnheit: „Eise ist in ihrem Zimmer.“  
Schroff, abweisend kam es, wie ein Stoß mit der Faust.

Er biß sich auf die Lippen und verließ schweigend den Raum; vor der Tür drüben ließ er zwischen den Zähnen ein Wort heraus:  
„Schwägermutter!“

### Aufmarsch zur Arbeit.

Von  
Eberhard v. Weittenhiller.

(Nachdruck verboten.)  
Töhnend hatter Schritt der Vielen. Eine Wolke Dunst und Staub rings um sie. Festgeschlossene Augen, bleide Wangen. Aber aller Augen gradeaus. Aller Wille geht Da und dort ein Kopf, der steil aus dem Wogen des Zuges hüft, widerpeniglich schrittlos. Doch des Entrommes Wille saugt ihn wieder nieder — und das Wädel.

Eine ganze Straße wandert, wandert hin zur Arbeit mit dem gleichen Schritt des Willens und des Willens. Töhnend hatter der Müdigkeit, hart und holbernd.

„Menschen in Gemeinlichkeit! Wichtige Maschine mit lebendigen Gehel! — Vor fast jeden Teil mitwirken zu des Ganzen Heil. Das Wissen diene der Möglichkeit, die Arbeit zu vollbringen! Der Jüngling der Pflicht gebiete, nicht zu scheuen, was das Notwendige heißt. — Es mag die Freiheit sich erweuen an Stunden, da die Schwingen festellos und ungehemmt sich regen! Das Recht gemähre dieser Freiheit Segen und gebe jedem Teil an der Gelantheit Heil!“

Die Schritte dröhnen. Eine ganze Straße wandert, wandert hin zur Arbeit mit dem Schritt des Willens und der Pflicht.  
Und die Augen aller blicken gradeaus. —

### Die Maus.

Von  
Rudi Martens.

(Nachdruck verboten.)  
So mag die Bekanntheit an: Wir waren auf dem Balkon schauend in die Zeitung vertieft, als hinter den Blumenkästen etwas verdächtig raschelte. Möglichlich meine Frau einen entsetzten Kreischer aus: „Eine Maus! Eine Maus!“ Und schon fand sie, an allen Gliedern zitternd, mit zusammengekrampften Händen droben auf dem Speiseisch.

Ihre Aufregung hiede an. Ich sprang empor, sie ritterlich zu schützen. „Wo? Wo?“ rief ich kampfernd. „Dort! Dort!“ hammelte meine Frau und traut sich nicht von der Stelle. Nicht, dort hiede die Bestie, auf der Brüstung hinter dem Geranienfeld. Punktlos mit sich ihren tödlichen Keulstein an, fauchte, piffte und — weg war sie.

Aber sie hatte die Unversehrtheit, wiederzukommen. Am nächsten Abend läuzte die Köchin zu uns ins Zimmer. „Eine Maus! Eine Maus!“ Anlachte die Türe zu und schlüpfte in ihre Kammer.

Ja, das war die Gucke, und in dem Punkt unterseid sie sich vortheilhaft von ihrem Freunde Stillfried, der in der Klasse der letzte war.

Darüber war niemand verweifelnder als der züchtige Onkel Theodor, der, je weniger er der Lösung des Perpetuum-mobile-Problems näher kam, es sich um 10 zester in den Kopf setzte, sich in Stillfried einen genialen Mitarbeiter an dieser schönen Aufgabe, die des Schweiges der Besen wert war, zu erziehen. Leider verjagte Stillfried gerade im Rechnen am meisten, was um so betrüblicher war, als bisher alle Manns ausgezeichnete Rechner gewesen waren.

„Der Fehler hat er von dir,“ beschuldigte Herr Siegfried Aman seine Frau. „Du bist schon immer eine Phanatistin gewesen.“

Der Kandidat Knecht fand das alles höchst interessant, meinte, die Freundschaft zwischen Mann und Weib sei etwas ungemein Schönes und Edles, wies aber zugleich darauf hin, ein Mann könne das Wort, das der Weibe seiner Keigung gegeben habe nur dann einlösen, wenn ihm die Umstände seiner äußeren Lage dies auch ermöglichten. Aus diesem Grunde sei es offensichtlich, daß Stillfried fleißig lerne und es zu etwas bringe.

„Es handelt sich hier nicht um mich, Stillfried, sondern um dich; um dein Glück und um das Glück der Gucke! Du kannst deine Freundin ja fragen!“

Stillfried fragte Gucke, und diese war durchaus der Meinung des Kandidaten. Und da Gucke dieser Meinung war, so war schließlich auch Stillfried dieser Meinung, und er tat zum ersten Male in seinem Leben das mit Freude und mit Eifer, was er bisher nur mit Widerwillen getan hatte: er lernte!

Er lernte so gut und so fleißig, wie er es vermochte, und es war nicht so schlecht, daß er nicht die Aufmerksamkeit in das Gymnasium bekommen hätte. Er bestand sie sogar gut. Die ganze Familie Aman lag voll Bewunderung vor ihm auf den Knien, und die Gucke ver-

traute ihm in aller Heimlichkeit an, daß sie jetzt erst anfangs, Respekt vor ihm zu kriegen.

„Der Hausherr ist ausgezeichnet, man muß ihm zehn Mark zulegen,“ jagte Herr Siegfried Aman. „Und man muß ihn behalten.“  
„Und den Mann habe ich gebracht,“ erklärte Onkel Theodor voll Stolz. „Was an ihm ist, das habe ich sofort erkannt, als er zu mir sagte: „er Aman,“ jagte er, „von Ihnen und von Ihrer Erfindung wird die Welt noch einmal reden!“

„Er hat entsetzlichen Geschmack,“ schloß sich Tante Ottilie dem Lobe an. „Er hat meinen Roman einfach überwältigend gefunden. Ich habe ihm jetzt meine Denkwürdigkeiten zum Lesen gegeben.“  
„Weiß Gott, — Geschmack: den hat er,“ jagte Tobias Lunte trocken. „So begeistert wie der hat mir noch kein Mensch für meinen Lunte orange“ gedankt.“

„Und er hat auch sittliches Empfinden,“ lobte auch Tante Lene. „Erst unlängst sagte er ganz im Vertrauen zu mir: „Gnädige Frau,“ jagte er, „das sittliche Empfinden: wenn man schon das nicht hätte! In dem Punkte, gnädige Frau, bin ich unbedeutlich! Unbedeutlich!“

„Nur viel Hunger hat er,“ bemerkte ihm die verwitwete Frau Baurat Schauer.

„Ich finde, er wird schon etwas wollen,“ meinte Frau Cäcilie Aman.

„In dem geht ungeheuer viel hinein,“ meinte Tobias Lunte. „Er hat den fett kriegt, wird Stillfried Professor!“

Stillfried kam also aufs Gymnasium und lernte unter Rücksicht des Kandidaten Reinhold Knecht gerade so viel, wie für einen Sohn reicher Eltern, der es im Grunde nicht nötig hat, unbedingt erforderlich ist. Das heißt: er kam alle Jahre mit Ach und Krach durch.

Er war ein zartes und schmächtiges Wesen, sehr wehmütig, aber nicht ohne feine Besonnenheit im Gemüt. Ihm laut zu sein, war er doch nicht dramaturgisch, und daß er sich fast gar nicht seinen Mitschülern anstößt,

### Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von  
Hermann Wagner.

„Du siehst mal ener! Wer hat dir den den dich ins Ohr gejagt?“

„Das Fräulein,“ antwortete Gucke im reinsten Hochdeutsch und meinte damit Tante, Amans Kinderfräulein, die sich nicht vergeblich bemüht hatte, die Sprache der kleinen Gucke zu kultivieren.

„Emil,“ ergriff jetzt die Knebel die Partei ihrer Tochter, „et ist schon weit Wahres dran: du bist dir manchmal ja so sehr jeßen! Willst denn ein Arbeitermädchen aus Julie machen?“

„Ach nee,“ haunte Emil Knebel, „soll sie vielleicht eine Zäffin wern?“

„Der Lach, — aber doch was Besseres, — was Besseres als wir jeidewer sind, Emil!“

Ja, das war das geheime Ziel der unermüdeten Kojn Knebel; etwas Besseres aus ihrer Tochter zu machen, als sie selbst geworden war. Bis tief in die Nacht hinein hand sie am Klavier, und schon sehr zeitig froch sie trüb wieder aus den Federn, um die Zeit auszunutzen, die so knapp war. Das Geld kam nur penunziowiese herein und slog mathewiese wieder heraus. Denn ihrer Gucke sollte es an nichts fehlen, sie sollte so gekleidet gehen, daß sich der Herrschafstochter drüben, wenn er mit ihr kretzte, ihrer nicht zu schämen brauchte.

„Allens recht jeerde bloß in der Mädchen,“ beschwerte sich Emil Knebel. „Sechs Jahre laute ich mi Sonntags in dem gleichen Rock! Und du erst! Sag, wie lange ist das schon her, datste dir keine neue Zahne mehr hoch leisten können?“

„Ma haben je nu mal,“ rechtfertigte sich Frau Knebel, „und wa wissen je behalten und wa aus ihr machen. Viel dir doch bloß die Penjuren von der Mädchen an! Sie ist die erste in der Klasse!“

Die Mäntchen der uns und lehre zu den Maßheiten an den Kauterpfen aus.

Nun ist die Beobachtung dieses Ungleiches schon längst bekannt. Aus dem vorangehenden ist ein trauriger Hausgenosse hervorgegangen. Tragt Kraft über den Fortschritt, sagt er an den Pfosten, nicht er mal vom Doff, so bewundern wir dabei seine Anmut und Liebenswürdigkeit, und die Köchin, die ihm als gleichberechtigtes Mitglied der Familie volle Achtung entgegenbringt, ist angewiesen, sorgsam auszuweichen, wenn die Maus dahergehend kommt.

Da das ist eine sehr alltägliche Geschichte — soweit sie von Mäntchen, Spinnen und Fröschen handelt. Wie indes es aber, wenn man die Aufmerksamkeit auch auf Menschen wendet, jene Menschen nämlich, von denen wir uns einbilden, daß sie widerständig und unzugänglich sind, die uns doch so sehr lieb sind und die uns doch immerhin näherleben als jeder Teil der Schöpfung, den man verächtlich Ungeliebter nennt?

### Rudolf Virchow.

Von  
Arnold Hiller.

(Nachdruck verboten.)  
[Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 13. Oktober.]

Das Jahr 1821 hat Deutschland zwei seiner größten und am weitesten Forscher geschenkt. Hermann Helmholtz und Rudolf Virchow bilden mit Alexander von Humboldt, dem unübersehbaren aller Naturforscher, ein leuchtendes Dreieck von solcher Vortrefflichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis, wie es in der Neuzeit vielleicht kein Volk der Erde mehr aufzuweisen hat.

Auch Helmholtz war Arzt, war, wie Virchow, Schüler der Spinthiere, der militärärztlichen Bildungsanstalt in Berlin. Aber für den großen Physiker und Physiologen war die Medizin gewissermaßen nur die Unterstufe seiner Forscherstätigkeit, war ihm Mittel zum Zweck gewesen. Rudolf Virchow dagegen blieb, bei all seiner früher unüberdachten Vortrefflichkeit, Arzt, wenn auch nicht im landläufigen Sinne. Er war nur in begrenztem Umfang Praktiker, der zwar auch selbst mit seiner Hand einzelne Krankheitsbilder gezeichnet hat, aber selbst darin nicht der Forscher, der Theoretiker, der den Ausdehnung die Wege der wissenschaftlichen Erkenntnis wies. Und Virchow hat, zwar gemeinsam mit anderen und befruchtet von anderen, namentlich von seinem großen Lehrer Johannes Müller, aber doch als ihrer aller Führer der Medizin ganz neue Wege der Erkenntnis geöffnet; er hat die exakte naturwissenschaftliche Grundlage der modernen Medizin überhaupt erst gelegt. Von seinem Zustreten an war es mit der die dahin gültigen Naturphilosophie aus, und die kritische, positivistische Richtung in der Medizin wurde von ihm unerschütterlich und unumstößlich verankert. Erst seine industrielle Methode legte das Fundament, auf dem sich die Pathologie aufbaute; er war der erste, der den experimentellen Nachweis lieferte, daß die Krankheit nicht anders ist als eine Störung im normalen Verlauf der Lebensvorgänge, und daß sie von der Tätigkeit der elementarsten Zelle, der Zellen, ihren Ausgang nimmt. Auch die animalische Zellentheorie war nicht von ihm begründet worden; Theodor Schwann, der sie aufgestellt hatte, war aber noch in dem grundlegenden Irrtum befangen gewesen, daß sich die Zelle spontan aus einer amorphen Masse bildet. Die Schwelle war auch Schwann der Meinung, es handle sich bei der Bildung der Zelle um eine Urzeugung, und auch Virchow ging ursprünglich von dieser Voraussetzung aus. Aber im Verlauf seiner kritischen ersten Untersuchungen kam er zu der Erkenntnis, daß von einer Urzeugung bei der Zellbildung keine Rede sein könne, daß jede Zelle in kontinuierlicher Entwidlung durch Spaltung oder Knospung aus einer schon vorhandenen Zelle entstehe. So kam Virchow zur Schöpfung einer Zellularphysiologie, und indem er nachwies, daß alle krankhaften Veränderungen auf Störungen im Aufbau und in der Funktion der Zellen zurückgehen, schuf er die Zellularpathologie, die seine genialste erkenntnistheoretische Tat und der Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Forscherarbeit war. Ohne die Zellularpathologie ist die gesamte Medizin seit Virchow unbenutzbar, und wenn es zeitweilig, in jenen Tagen, da die Pathologie eine Revolution der herrschenden Anschauungen anzubahnen schien, auch den Eindruck

ermehrte, als sei die Zellularpathologie überholt, so gelang es Virchow doch, mit unerschütterlicher Stabilität den Nachweis zu führen, daß die bakterielle Krankheitsreize immer nur den Anstoß zur krankhaften Entartung der Zellen geben.

Virchow war bei seinen Forschungen von den Einzelnheiten ausgegangen; er hatte bereits die Lehre von der Thrombose und der Embolie und die Lehre von der Reifung des Gerinnsels, von der krankhaften Veränderung des Blutes. Später, nach der Schaffung der Zellularpathologie, erschloß er die Geschwülste, indem er ebenfalls hier mit der feineren Anschauung brach, als ob es sich bei diesen Neubildungen um unerklärliche, wunderbare Erscheinungen handelte. Er wies nach, daß auch die Geschwülste nichts anderes als krankhafte Entartungen der Zellenbildung seien, eine Anschauung, die längst wissenschaftliches Gemeingut geworden ist, damals jedoch von fundamentaler Bedeutung für die Pathologie war. Neben dieser bedeutungsvollen Quader seines ragenden Gehirns stand darüber seine ungemein vielseitigen anderen Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten der Medizin nicht gering geachtet werden. Ihre Aufzählung ist in diesem Rahmen völlig unmöglich, es sei nur daran erinnert, daß er Bedeutendes für die Erkenntnis der Syphilis, der Tuberkulose, der Cholera, Lepa beigetragen und das Wesen der Trichinen ergründet hat.

Rudolf Virchow war aber nicht nur ein genialer Forscher, er war auch der glänzendste Organisator auf wissenschaftlichem Gebiet. Die moderne Sozialhygiene ist durchaus sein Werk; schon im Jahre 1848 hat er darauf hingewiesen, daß ein innerer Zusammenhang zwischen den Seuchen und den sozialen Verhältnissen bestehe, und daß die Aufgabe der Bekämpfung der Volksgesundheit nur durch die Zusammenarbeit von Arzt und Staatsmann, von Hygieniker und sozialpolitischem Reformator gelöst werden könne. Kurz zuvor hatte er im Auftrag der preussischen Regierung die Ursachen der in Oberhessen ausgebrochenen Typhusepidemie erforscht, und diese Studien haben auf seine Stellung im öffentlichen Leben entscheidenden Einfluß ausgeübt, den Gelehrten zur Beschäftigung mit der praktischen Politik veranlaßt. Alle seine organisatorischen Arbeiten auf dem Gebiet der Sozialhygiene gingen von diesem ersten Anstoß aus. So wurde er der Schöpfer der medizinischen Statistik, der Schulhygiene, der Reorganisor des Krankenhauses, der Medizinalgesetzgebung und der kommunalen Hygiene. Was Virchow auf diesem Gebiet in Berlin, seiner zweiten Heimat, geleistet hat, ist von grundlegender Bedeutung für die Hygiene der Reichshauptstadt geworden. In diesem Kampf gegen schädliche Verhältnisse steht er als Berliner Stadtratsmitglied, die Sanifikation, die Berlin von einer höchst ungelunden Großstadt zur hygienischsten und saubersten Stadt der Welt gemacht hat. Er stellte den pathologisch-anatomischen Unterricht auf ganz neue Grundlagen, schuf das Berliner Pathologische Museum, gründete eine Reihe bis zum heutigen Tage bedeutendsten wissenschaftlicher Zeitschriften, in erster Linie das „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin“, die „Zeitschrift für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, wie auch die gleichnamige Gesellschaft Virchow als deren Begründer betrogen kann, und er stand wie an der Spitze der Berliner Medizinischen und Pathologischen Gesellschaft, an leitender Stelle noch zahlreicher anderer wissenschaftlicher Korporationen, unter denen die Gesellschaft deutscher Ärzte und Naturforscher besonders genannt werden mag. Er war überhaupt der geborene Leiter wissenschaftlicher Vereine und Kongresse im In- und Ausland, und es ist unübersehbar, wie er neben seiner umfangreichen wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit zu allen diesen Aufgaben noch Zeit fand.

Aber damit war Virchow's Lebensarbeit noch keineswegs erschöpft. Schon in früher Jugend hatte er sich in seiner hinterwälderischen Heimat mit dem Studium der deutschen und französischen Vorgesangnisse auf Grund vorläufiger Kunde beschäftigt, und die vortreffliche Fortbildung, der er Zeit seines Lebens treu blieb, darf ihn als ihren Begründer betrachtet, der sich im Laufe seines langen Lebens immer wieder zu diesem Forschungsgebiet hingezogen fühlte, im Orient selbst Ausgrabungen vornahm und seinem Freunde Zeltmann bei dessen Ausgrabungen in Troja bedeutsame Fingerzeige gab. So kam er auch zur Anthropologie und Ethnologie, Gebieten, auf denen er lange Zeit Führer und Bahnbrecher war. Unzählige Schädel hat Virchow gemessen und verglichen; sein kritisches, streng prüfende Werk hinderte ihn, jede enthaltene, allzu weit gehende Schlussfolgerung der Spezialforscher zu unterschreiben, und wenn ihm in

„Nurum nicht gleich ins Unmaßtum, und — wenn ich der junge Herr!“

„Ja doch, je soll was lernen“, entschied die Anebeln. „Er steht schließlich bloß für mein Geld. Emil, reiß dir deshalb nicht zu! Du verziehst er doch nicht!“

So rührte denn Emil mit der Elektrischen täglich ins Stadtmuseum, um eine Haushaltungsschule zu besuchen. Sie war ein hoch aufgeklärtes, kräftiges, blühendes Ding, so gewandt und umfangen im Verkehr, und so nett in ihrem Aussehen, daß niemand ihr den Vater anließ, der ein Mann sein schon an, sich nach ihr auf der Straße umzudrehen. Allein, Emil hatte eine Art, die alle auszulachen, daß ihnen die Luft, ihre höhere Befamtsicht zu machen, schnell verging.

„Seht mal Anebeln Güte“, sagte Herr Siegfried Aman. „Wie die sich herausmacht!“

„Was die mit der Güte bloß vorhaben“, sagte der für alle weltlichen Reize unempfindliche, stichtische Onkel Theodor. „Wie ich das Weiß wußt!“

„Ich finde, Stillfried spricht mit dem Mädchen viel zu oft“, warnte Tante Vene.

„Das ist ja so harmlos“, meinte Frau Cäcilie Aman. „Die Güte ist ein braves Mädchen.“

„Und ein Frauenzimmer, das Courage hat“, tief Tobias Lunte aus. „Paßt mal auf, aus der wird was!“

Tante Ottilie räusperte die Nase. „Eine Fortiersdöchter...“ sagte sie nur.

Herrschöbne jehen Fortiersdöchter mit ganz anderen Augen an, als das die Tanten dieser Ödne tun. Eine Fortiersdöchter, die sich nicht in ihnen taufendmal sicher als etwa die Tochter eines Gehemmen Reits, die sich selbst oder die Krume Beine hat. Um den Weinen der Güte war absolut nichts anzusehen, und an ihren Augen erlief nicht. Für die Augen der Güte hatte Stillfried ein Faible. Er sagte von ihnen, sie seien wie ein Brummen so stet und doch so heiter wie der Spiegel eines Gebirgsees bei strahlender Morgenjonne. (Fort.) folgt.)

seiner allseitig kritisch wägenden Art gelegentlich auch Beschlüsse, wie z. B. bei der Beurteilung des Neanderthal-Schädels, unterliefe, so bedeutet das wenig gegenüber dem monumentalen Baumer seiner positiven Fortschreiber.

Rudolf Virchow's wissenschaftliche Bedeutung war weltumfassend. Schon im Jahre 1871 wurde er es wagen, in der Pariser Versammlung zu sprechen, und sein Erscheinen erregte im Kreise der französischen Gelehrten höchste Achtung und Bewegung. Er war der stets gefeierte Präsident der bedeutendsten internationalen Gelehrtenkongresse, und an der Feier seines achtzigsten Geburtstages im Jahre 1901 nahm die gesamte gelehrte Welt teil. Wenige Monate vorher traf ihn das Mißgeschick, beim Aussteigen aus der Straßenbahn zu stürzen, wobei der greise Gelehrte sich einen Schenkelbruch erlief. Von diesem Unfall sollte er sich nicht mehr erholen. Fast drei Vierteljahre kämpfte sein an rühmlose Tätigkeit gewöhnter Organismus gegen die verhängnisvollen Folgen der Unfälle, die er erlitten hatte. Am 5. September 1902 starb der Mann, der mehr als irgend einer anderer den Ehrentitel eines Wohltäters der Menschheit verdient.

### Schach

Aufgabe Nr. 287  
von O. G. Westphal.

Weiß: Kd7, Df7, Ta5, f7, Le7, h3, Sd5, d6.  
Schwarz: Kd8, Dd2, Th4, g4, Sd2, h8, Bg3, b3, d3, g2, h2, h5.  
Weiß zieht und legt in zwei Zügen matt.  
Lösung: 1. Ke4-b5!

Aufgabe Nr. 288  
von S. W. Westmann.

Weiß: Kg1, Dd3, Td6, f6, Sg7, Le6.  
Schwarz: Ke8, Se4, Se4, Bb5.  
Weiß zieht und legt in drei Zügen matt.  
Lösung: 1. Dd3-g3, Kx26-2, Dd6-g6, Kx16-2, Dd8-g8, Sx16-2, Sg6-f1.

Der bereits erwähnte Broschüre „Das Schachwunderkind Samuel Jaques“ empfehlen wir noch nachstehende prächtige

Reihe Nr. 2892.  
Geleitet 1921 in Remps.  
Zweiprincipiel im Aufzuge.

| Weiß:  | Aufschwung: | Schwarz:                         | Jaques: |
|--|-------------|----------------------------------|---------|
| 1. e2-e4   | e7-e5       | 13. ...                          | b6x5    |
| 2. Sp1-f3  | Sb8-c6      | 14. Lh4xg5                       | b5-b4   |
| 3. Lf1-c4  | Sg8-f6      | 15. Sc8-b1                       | Td8-b8  |
| 4. Sp1-c3  | Lb8-c5      | 16. Th1-g1                       | Kd8-b8  |
| Der König verbleibt Sx4.   |             | 17. Sd3-e4                       | Sc6-b4  |
| 5. d2-d3   | d7-d6       | 18. Dd2-d2                       | c7-c6   |
| 6. h2-h3   | 0-0         | 19. Ld5-c4                       | d6-d5   |
| 7. Le1-g3  | Lc8-e6      | 4. Ein teil und möglich spielen! |         |
| 8. Dd1-e2  | h7-h6       | 20. 4x4x5                        | Dd7-d6  |
| 9. Lg3-h4  | Dd8-e7      | 21. Le4x5                        | b4-b3   |
| 10. 0-0-0  | a7-a6       | 22. Ld5-c4                       | Td8x5   |
| 11. g2-g4  | b7-b5       | 23. 4x3x4                        | Sf8xg7  |
| 12. Lc4-d5   | Lb6-d7      | 24. Lg3-h6                       | Kd8-h7  |
| 13. g4-g5  |             | 25. Lh6x7                        | Dd8-c6  |
| 13. g4-g5  |             | 26. Lg7x6                        | Dd8x7   |
| Da er lange roziert hat, bekommt Schwarz keinen Gegenangriff, den er jetzt gut bis zum Siege ausnützt. |             | 27. Dd2-h6+                      | Dd8x7   |
|  |             | 28. Lb7x6                        | Sd4-e2  |

### Endspielstudie

von S. Rink.

Weiß zieht und gewinnt.